Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 34

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640113

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 25. August

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Sommerabend.

Von Cajetan Binz.

Am Bogenfenster eine schlanke Frau,
Mit bleichen Wangen und mit dunklem Haar
Und weiterhin der Himmel silbergrau
Und rote Wolken, eine milde Schar.

Und eine Pappel, die den Himmel sucht,
Der Föhn darin, wie schwelgendes Gefühl,
Der Mond dahinter, eine goldne Frucht
Und wie ihr Saft sein Schimmer weiß und kühl.

Am Bogenfenster eine schlanke Frau
Und bunte Reiterfähnlein weit im Land
Und drüberhin der Himmel silbergrau . . .
Und eine ausgestreckte, weiße Hand.

Er und Sie und das Paradies.

20

Roman von Lisa Wenger.

Wie ein Feuerwerk war die Reklame für den neuentdeckten Sänger aufgestiegen. Ost, West, Nord und Süd hatten die leuchtenden Kugeln und Sterne blitzen und leuchten sehen. Die Neugierde hatte sich in ihrer ganzen Größe gereckt und hatte einen Schwarm von Fragen ausgesandt, der Städte und Länder überflog, überall summend die Antwort sammelnd. Tausend Zeitungen standen in der Neugierde Dienst, tausend ihrer Diener mühten sich, zu erfahren, was Wissenswertes unter die Menge gedrungen war, und Tausende verbreiteten mit wichtiger Miene, was sie gehört und was sie dazu erfunden.

Der kleine Kern von Wahrheit, den Bianchi hatte verbreiten lassen, die ganze Reklame sorgfältig vor Martin im Dunkel lassend, wurde über und über behängt mit Flittern aller Art. Martin galt bald als der Sohn eines Fürsten und einer berühmten Sängerin und als der Gatte einer wunderschönen Frau, die er gefangen halte, aber über alles liebe. Sie habe gedroht, ihn zu verlassen, wenn er seine Kunst nicht in den hehren Dienst Thalias stellte.

Um die Stadt herum, in der Martin lebte, mäßigte sich Fama, aber zu einem Findling wurde Martin doch erhoben, der von einem Schmied und einer Bauernfrau aufgezogen und von hoher Herkunft sei. Das ließ man sich nicht nehmen.

Aber auch die Eingeweihten, die Musikfreunde und Theaterbesucher, waren gespannt auf Martins Auftreten. Man flüsterte sich zu, daß Bianchi gedroht, sich das Leben zu nehmen — andere behaupteten, daß er nur aus der Stadt fortziehen werde —, wenn es seinem Meteor, seinem größten und unerreichten Schüler nicht gelingen sollte, sich durchzusetzen. Man wußte, daß Hellebecke eine fabelhafte Summe geboten hatte, um Martin an sein Theater zu fesseln. Man munkelte, daß die Intendanten von Dresden und Wien dem ersten Auftreten des Sängers persönlich beiwohnen würden. Man glaubte zu wissen, daß sämtliche Gärtner der Stadt für diesen denkwürdigen Abend beschäftigt seien, denn Lohengrin solle mit Lorbeer förmlich überschüttet werden.

Alle Zeitungen der Stadt, des Landes, ja des Auslandes beschäftigten sich schon sehr mit dem geheimnisvollen Sänger. Es fehlte nicht an Andeutungen aller Art, an interessanten Zweifeln, an boshafter Abwehr, an neidischen Verleumdungen, nicht nur Martins, sondern besonders Bianchis, es fehlte nicht an Feinden aller Art. Zuletzt war kaum mehr ein Blättlein zu finden, das nicht unter der Fahne: Ein aufgehendes Gestirn, seinen Lesern die verbreiteten Märchen erzählte, die das breite Publikum mit Wonne las und über die das musikalische wenigstens den Kopf schüttelte.

Bianchi wurde mager und bleich vor Arbeit und Erregung. Von Schlaf war keine Rede mehr. Er sprach im Traum, stöhnte und sang Tonleitern, daß Sorella mitleidig

an die Wand klopfte, um ihn zu erlösen. Es half nichts. Auch am Tag ging er wie im Fieber herum, und Martin mußte allen seinen Gleichmut und seine Vernunft aufbieten, um sich zu sagen, daß das fast unerträgliche Wesen des Meisters ja nur seinem, Martins, Interesse galt.

Sorella fütterte Martin und seinen Bildner mit allem, was sie aussinnen konnte. Alle Tage standen Leckerbissen im Gartenhaus. Es wimmelte bei Tisch von italienischen Gerichten, die Tafel strotzte von den herrlichsten Früchten. Bianchi ließ sich verwöhnen, seufzte und verfluchte den Tag seiner Geburt, noch öfters den von Martin, denn ohne diesen Menschen, ohne diese Kreatur, die Gott in seinem Zorn erschaffen, brauchte er sich jetzt nicht auf eine Weise abzuquälen, die geradezu der mittelalterlichen Folter gleichkam.

Lis aber schwebte in einem wahren Glücksnebel. Noch war die Sonne nicht da, noch war alles nur Hoffnung, Erwarten, sich freuen. Aber es kam bald, das Große, Herrliche. Kein Mensch, der ihr nicht von Lohengrin sprach. Kein Mensch, der nicht, wo sie erschien, sich zuflüsterte, das ist Martin Borns Frau. Niemand, der nicht seine Augen in Neugierde auf sie gerichtet hielt, der nicht gerne sein Ohr dem Nachbarn geliehen hätte, der über sie und Martin nicht noch ein paar Anekdoten mehr, eine wichtige oder seltsame Tatsache mehr gewußt hätte aus allersicherster Quelle.

Frau Mary brüstete sich mit dem berühmt werdenden Ehepaar. Sie brachte neue Bekannte, die alle in persönliche Berührung mit Lis treten wollten, durch sie mit Martin. Lis' großes Damenzimmer wurde nicht leer von Besuchern. Blumen standen herum, Aufmerksamkeiten aller Art flogen ihr ins Haus, sie wurde eingeladen, sie sollte mit dem Glanz, der jetzt schon von Martin ausging, andern Licht bringen.

Lis war eigentlich nur noch zu Hause, wenn sie ihre Empfangsstunde hatte. Unendlich viel Zeit mußte sie bei ihrer Schneiderin zubringen, denn das Kleid, das sie an Martins großem Tag tragen wollte, mußte erfunden, geschaffen werden, und das war keine Kleinigkeit. Martin hatte es abgelehnt, an der Beratung mit Frau Mary teilzunehmen, nach einer ebenso langen bei der ersten Schneiderin der Stadt. Er verstehe zu wenig davon, freue sich aber, Lis nachher in so großer Pracht zu sehen, wie sie ihm ankünde. Er wolle auch gar keine Frage nach dem Preis des Kleides tun, schon um nicht einen Schulmeister gescholten zu werden, was er, seit er keiner mehr sei, gar nicht ertragen könne.

Und dann alles andere, was ausgewählt werden sollte, die Strümpfe, die Spitzenröcke, die Schuhe, der Fächer — Mary behauptete, daß man wieder Fächer gebrauche — und dann der Schmuck.

Ja, der Schmuck. Was besaß Lis an Schmuck? Nichts. Weniger als nichts. Konnte das goldene Kreuzchen, das sie vom Vater Stefan zur Konfirmation erhalten, als Schmuck gelten? Oder vielleicht der kleine Ring mit dem Amethist, den ihr Martin zur Verlobung geschenkt? Oder der Spieß an der kleinen Kette, der nur aus Silber war, und dem die Vergoldung abging? Also. Diese Frage war wichtig und schwer, und weder Lis noch Frau Mary wußten sie zu lösen. Daß aber Lis Schmuck tragen mußte, war selbstverständlich.

Sie hatte sich an Martin herangeschmeichelt. Zum ersten Male umsonst. Das tue er nicht, hatte er Lis bedeutet. Ohne ihn bar zu bezahlen, kaufe er keinen Schmuck, sie solle Geduld haben. Was er habe und haben werde, gehöre einstweilen Bianchi. So lange sein Meister für ihn einstehen müsse, dürfe Lis an Schmuck nicht denken.

Schulmeister, Pedant, langweiliger Spießbürger mußte sich Martin schelten lassen. Aber er lachte dazu. Warte nur, gedulde dich nur, du sollst sehen, bald feiern wir herrlichen Geburtstag! Lis hatte zwar ein böses Mäulchen gemacht, aber nichts mehr gesagt. Damit hielt Martin die Sache für abgetan.

Auch bei Sorella war die Frage, die brennende, einmal bei Tisch erörtert worden. Martin, der wirklich keine Ahnung von der Notwendigkeit eines solchen wichtigen Besitzes hatte, lachte nur. Lis habe eben keinen, das sei Grund genug, keinen zu tragen. Das verlange auch gar niemand. Lis hatte aber mit einem so kohlschwarzen Blick geantwortet, daß Martin merkte, daß der Schmuck wichtiger sei, als er gedacht.

Sorella hatte den Blick ebenfalls gesehen und mit ihrer lieben Stimme gesagt, eine so junge und schöne Frau bedürfe keines Schmuckes, sie sei liebreizend ohne ihn. Aber Lis' Augen waren nicht um einen Schein heller geworden. Erst, als Bianchi bemerkte, daß Schmuck aller Art nicht mehr lange werde auf sich warten lassen, erschien wieder ein Lächeln auf ihrem Gesicht.

„Stecken Sie sich eine Rose ins Haar. Schöneres gibt es nicht," riet Sorella.

„Eine Rose in Ehren, aber ohne einen Diamanten oder eine schneeige Perle sich dem Publikum zu zeigen, das war etwas, von dem Frau Mary fand, daß man es Lis nicht zumuten dürfe. Die beiden Frauen saßen in der Nische von Marys Wohnzimmer beisammen und beschlossen nach langem Ueberlegen, wenigstens und vorläufig einen Goldschmied aufzusuchen und sich nach dem Preise eines der begehrten Schmuckstücke zu erkundigen. Sie hatten sich auf eine Diamantnadel geeinigt, oder auf eine Spange im Haar. Das sollte doch zu erlangen sein, meinte Frau Mary. Solche kleine Stücke habe ihr Mann ihr, so lange sie verlobt gewesen, alle Augenblicke geschenkt. Nachläßig ließ sie die großen Steine an ihren schlanken Fingern blitzen. Lis wurde dunkelrot. Sie hatte nichts, einfach nichts. Einen Trauring hat ja jede Wäscherin an den roten Pfoten. Sie sprang auf und zog ohne viel Worte Hut und Jäckchen an. Mary tat dasselbe, voll brennenden Eifers.

Sie liebte Lis, teils weil sie keine andere Freundin hatte, teils weil sie sich in Lis' Glanz mitzusonnen gedachte, teils weil sie hoffte, daß auch ihr ein Fischlein hängen bleiben würde, und daß nicht alle allein in Lis' Netz zappeln würden.

Rasch gingen die Freundinnen die Treppe hinunter. Eilig, und ohne sich umzusehn, liefen sie die lange und breite Straße entlang, an der der modischste Goldschmied wohnte. Sie mochten kaum sprechen, so gespannt waren sie auf das, was sie zu sehen wünschten. Sie hungerten nach dem Anblick der begehrten Zieraten wie nach einer köstlichen Speise.

Schon der zuvorkommende Empfang beglückte Lis. Sie saß, bequem und nachlässig auf dem braunen Ledersessel, den ein Fräulein ihr hingeschoben.

„Spangen," befahl sie, und die Stimme zitterte ihr fast. Da lagen sie auf blauem, grünem, weißem Samt. Sie strahlten in reinen und herrlichen Farben, sie gleißten und glitzerten, und Lis seufzte vor Entzücken und Wehmut.

„Nimm die da, die mit den drei Perlen in der Mitte," flüsterte Mary. „Perlen sind Mode." Der Verkäufer nannte den Preis, und Lis wurde blaß. Davon konnte ja keine Rede sein. Aber Mary beteuerte ihr leise, daß das kein übertriebener Preis sei.

„Nimm die Spange. Man trägt keine andern." Lis' ganze Seele lag in ihren begehrenden Augen. Sie schwankte. Martin! Sie durfte es ja Martin gar nicht sagen. Die Lust zu kaufen verriet sich in jeder Bewegung.

„Nimm sie doch, das kann ja des Leben nicht kosten." Mary wog die Spange in der Hand. „Sehr preiswert, wirklich," sagte sie. „Ein rascher Entschluß, Lis, Martin wird ja reich. Ich weiß nicht, was ihm einfällt, dich gehen lassen zu wollen wie eine Bettlerin." Lis nickte. Der Verkäufer bettete die Spange auf weißem Atlas.

„Jetzt ein Halsband, ich möchte es mir nur ansehen. Eine Kette mit Saphiren." Sie war wie berauscht. Mochte geschehen was wollte, sie mußte solch ein Halsband haben, wie Mary eines besaß. Ihr Hals war schöner, zarter und schlanker, geschaffen für den feinen Schmuck.

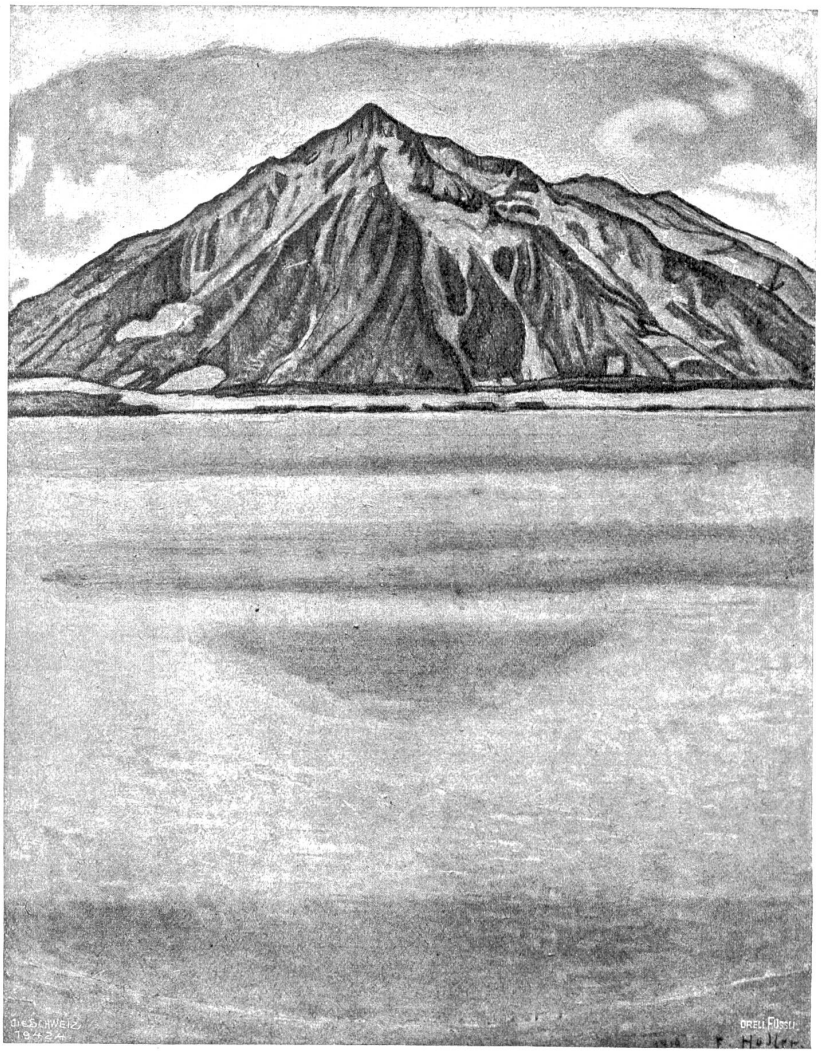
Schon lagen drei Kettchen zur Auswahl vor ihr. Zarte Gebilde, fein wie goldenes Spinngewebe, an dem die tiefen, blauen Steine hängen geblieben.

„Dieses da," sagte Lis, ohne sich zu besinnen. Es schwindelte ihr einen Augenblick. Eine starke Angst überfiel sie, wie sie das Martin sagen sollte. Auch wußte sie gar nicht, ob der Goldschmied ihr die beiden kostbaren Stücke überlassen würde ohne Bezahlung. Sie sah verlegen Mary an und flüsterte ihr etwas zu. Mary stand auf, nahm die beiden Paketchen, und sagte zu dem Verkäufer: „Schreiben Sie die Sachen für Frau Born auf. Sie wissen, die Frau des berühmten Sängers?" Einen Augenblick überlegte er zögernd. Frau Mary war eine gute Kundin. Frau Born mochte es werden.

„Sehr gerne," sagte er höflich. „Ich freue mich, der Dame dienen zu dürfen." Hastig drängte Lis hinaus. Sie konnte kaum einen Jubelschrei zurückhalten, als sie auf der Straße war. Sie lachte und scherzte auf dem ganzen Weg. Sie kam sich gewichtiger vor, wertvoller als sonst. Ihr war, als gehöre sie zu den Bevorzugten, zu denen, die im Blumengarten der Schönheit und des Reichtums wandeln.

„Du Mary, was wird Oriol sagen? Er hat mich neulich gefragt, ob ich aus Prinzip Blumen trage?"

„Ich habe es gehört," sagte Mary geschmeidig. „Er hat sich darauf verbeugt und gesagt, das sei eine Laune, die einem Hirtenmädchen gut stünde, dich sollte man mit allen Steinen Indiens überschütten."



Ferdinand Hodler: „Der Riesen" (1910).

„Du hast gute Ohren, wenn du das gehört hast," sagte Lis ein wenig befangen.

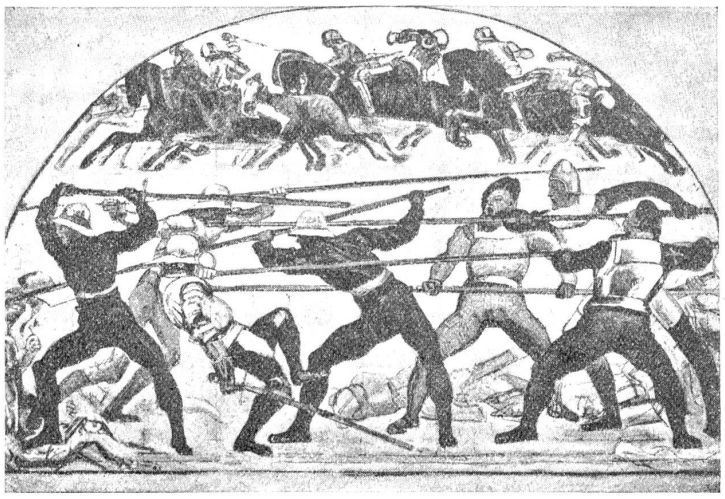
„O, ich habe noch manches gehört," rief Mary und warf einen schrägen Blick auf Lis, die keine Antwort gab, und nur ihre kostbare Beute festhielt. Sie verabschiedete sich von Mary und lief so rasch sie konnte, um ihren Schatz zu betrachten und sich ungestört seiner freuen zu können. Unter der Haustüre begegnete sie Martin.

„Hast du Einkäufe gemacht, Herz?" fragte er sie. Sie fühlte, wie ihr langsam das Blut unter die Haare stieg.

„Keine besondern," sagte sie, und die Hand mit den Paketchen sank langsam am Kleid herunter. „Wohin gehst du?"

„Ich muß zu Sauerbeck wegen meiner Rüstung. Begleite mich ein paar Schritte, willst du? Ich habe das unangenehme Gefühl, als bestelle ich mir ein Fastnachtskleid. Dein Plaudern zerstreut mich." Lis nickte.

„Diese Proben sind mir zuwider," sagte der sonst stets Gleichmütige unruhig. „Im Alltagsrock den Lohengrin singen, schlägt ja aller Phantasie ins Gesicht. Und in Harnisch



Ferdinand Hodler: „Schlacht bei Murten".
(Wandgemälde für das Schweiz. Landesmuseum in Zürich bestimmt.)

und Mantel komme ich mir närrisch vor. Es überfällt mich oft ein Schamgefühl, das mich peinigt."

„Ich verstehe das gar nicht," sagte Lis. „Du solltest doch stolz sein, daß kein anderer singen kann wie du."

„O, das Singen! Das ist es nicht. Aber vielleicht bin ich zu empfindlich."

„Ist die Hillern gut als Elsa?"

„Ja, nur scheint mir, daß ihrer Stimme der jugendliche Klang fehlt."

„Sie sei in dich vernarrt, sagte mir Mary." Martin blieb plötzlich stehen.

„Lis," rief er so laut, daß die Vorübergehenden sich umsahen. „Wie redest du? Das sagst du so hin?"

„Warum soll ich so nicht reden?" fragte sie kurz.

„So reden die banalen Leute, die Oberflächlichen, die Gewöhnlichen. So darf meine Lis nicht reden. Oder denken, meine ich. Meine Liebe zu dir darf nicht aufhören dein bestverschlossenes Gut zu sein. Wir dürfen nicht darüber scherzen oder darüber scherzen lassen."

„Es ist nicht Scherz," sagte sie trotzig.

„Um so schlimmer."

„Ich muß heim," sagte Lis. „Ich soll bei Sorella den Tee trinken. Hate van Andel sei da. Auf Wiedersehen."

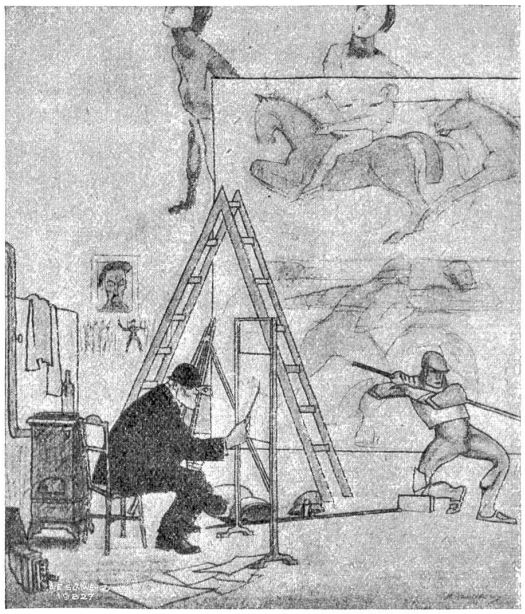
„Auf Wiedersehen, Liebes, ich freue mich auf heute abend." Mit einer Falte zwischen den geschickt gezeichneten Brauen ging Lis nach Hause. Was wollte Martin? Was hatte er immer zu schulmeistern? Das mochte sie nicht leiden. Aber da fiel ihr der Schmuck ein. Was würde Martin sagen, wie sollte sie es ihm gestehen, daß sie das Gegenteil von dem getan, was er wünschte. Ach was, er würde nicht gleich fragen. Und später würde sie es ihm sagen. Dann konnte er ihn ja leicht bezahlen, in einem Jahr oder doch früher hatte er Geld genug. Und überhaupt war sie in die Stadt gekommen, um sich zu freuen, um glücklich zu sein und um zu tun, was sie gerne wollte. Sie ging rasch die Treppe in ihrer schönen Wohnung hinan. Das Mädchen sagte ihr, die Schneiderin warte zum Anproben. Eine neue Freude! Sie warf die Jacke auf einen Stuhl und ließ die junge, geschminkte Person eintreten, die mit großem Geschick und flinken Fingern an ihr herumheftete und änderte. Forts. folgt.

Zu unsern Hodler-Bildern.

In Nummer 26 dieses Blattes ist von Hodlers Murten-Bild ausführlich die Rede gewesen. Es gab dem Hauptsaal der Schweiz. Kunstausstellung in Zürich den heroischen Accent. Wir bringen nebenstehend eine sehr bescheidene Reproduktion des Bildes; immerhin mag es dem Leser als anschauliche Ergänzung zu dem an genannter Stelle (S. 304) Ausgeführten willkommen sein. — Die neue Hodler Freske ist für das Landesmuseum in Zürich bestimmt und als Pendant zum Marignanobild gedacht. Sie wird, wenn sie ihren Platz innehaben wird, der sichtbare Ausdruck der Anerkennung sein, die Hodler der schweizerischen Oeffentlichkeit abgerungen hat. „Marignano" war der erste entscheidende Sieg. Doch blieb die Gegenwand fast 20 Jahre lang leer, und auch heute noch hat nur ein kleiner Teil des Schweizer Volkes zu Hodlers Kunst die positive Einstellung gefunden. Hodler erlebt das Schicksal aller großer Künstler, die ein Leben lang einsam bleiben und zu denen erst die späteren Geschlechter die kongeniale Kultur erzeugen.

Zwar fehlt es Hodler, der auf der Höhe des Erfolges steht, nicht an Bewunderern; er hat wie kaum je ein Schweizer Künstler Schule gemacht und seine Kunst hat weit über die Grenzen des Landes hinaus gewirkt: Von der Tiefe und vom Umfang seines Lebenswerkes gab die kürzlich zu Ende gegangene Hodler Ausstellung (sie dauerte vom 14. Juni bis zum 15. August) im Zürcher Kunsthaus beredtes Zeugnis. Sie stellte mit hunderten von Werken (der Katalog der Ausstellung zählt genau 606 Nummern) aus allen Zeitepochen des Künstlers von den ersten Anfängen bis zum heutigen Tag, einen außerordentlich aufschlußreichen Längsschnitt dar, die der Hodler-Erkenntnis neue Perspektiven öffnete.

Hodler ist dem großen Publikum vorzüglich als Figuren- und Historienmaler bekannt; daß er auch die Landschaft meisterlich beherrscht, ist uns in der Fülle der Erscheinungen auf diesem Gebiete beinahe verloren gegangen. Auch als Landschafter verleugnet sich Hodler nicht. Das Riesenbild, das wir auf S. 399 reproduzieren, trägt die Merkmale seiner



Hans Schœllhorn, Winterthur: **„Ferdinand Hodler in seinem Atelier".** (Am zweiten Wandgemälde für den Waffensaal des Schweizerischen Landesmuseum.)